

Grenzziehung, als einem „patrolling the boundaries of the normal social world“ (Waterhouse, 2004, S. 69) oder einer „discursive practice that produces reality“ (Lanas & Brunila, 2019, S. 682).

Literatur

- Kelle, Helga & Tervooren, Anja (Hrsg.) (2008). *Ganz normale Kinder. Heterogenität und Standardisierung kindlicher Entwicklung*. Beltz Juventa.
- Lanas, Maija & Brunila, Kristiina (2019). Bad behaviour in school: A discursive approach. In: *British Journal of Sociology of Education*, 40(5), 682-695.
- Waterhouse, Stephen (2004). Deviant and non-deviant identities in the classroom: Patrolling the boundaries of the normal social world. In: *European Journal of Special Needs Education*, 19(1), 69-84.
- Zollinger, Andreas (2021). *Die soziale Konstruktion des Kindes und die generationale Ordnung in der Schule. Eine gegenstandsbegründete Analyse von Artikeln deutschschweizerischer Lehrpersonen in Vereinszeitschriften (1856-1870)*. Barbara Budrich.
- Doris Bühler-Niederberger,
Universität Wuppertal

Wenn du mich noch einmal ‚braune Schokolade‘ nennst...

Götz, Maya (Hrsg.). „Wenn du mich noch einmal ‚braune Schokolade‘ nennst“. *Erleben von Alltagsrassismus bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland*. München: Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI): 2021, 149 S., online verfügbar unter: https://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/Buch_Rassismus.pdf (abgerufen am 12.08.2022).

Rassismus ist als gesamtgesellschaftliches Phänomen zu begreifen und fester Bestandteil gesellschaftlicher Realität in Deutschland (Mecheril, 2003). Wenn gleich die Frage nach der Bedeutung von Rassismus im Kindesalter von hoher Relevanz ist (Eggers, 2005), wurde sie im deutschsprachigen Raum bisher empirisch stark vernachlässigt. Mit diesem Band ist im Auftrag des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen

(IZI) und unter Leitung von Dr. Maya Götz eine Studie erschienen, die sich für alltägliche Rassismuserfahrungen von Kindern und Jugendlichen in Deutschland interessiert. Für das Forschungsteam – neben Götz haben sieben weitere Autor/-innen an der Publikation mitgewirkt – ist die Beobachtung der demografischen Entwicklung der Anlass der Studie: „39 % aller Heranwachsenden unter 18 Jahren in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. Wir sind eine multikulturelle Gesellschaft und es ist dringend Zeit, Formen des Alltagsrassismus, die Kinder und Jugendliche erfahren, zu erfassen“ (6 f.). Im Folgenden geben wir Einblicke in die Studie, indem wir sie vorstellen, ihr Studiendesign darlegen und abschließend mit Blick auf ihre Ergebnisse die Frage nach Herausforderungen von Rassismusforschung diskutieren.

Schwerpunkte der 149 Seiten umfassenden Broschüre liegen in der deskriptiven Darstellung von sowohl qualitativen als auch quantitativen Daten, die insgesamt in zehn Kapitel unterteilt werden: Den Kapiteln vorangestellt, finden sich ein Vorwort und eine terminologische Klärung (6-16), indem explizit die Begriffe *Rassismus*, *Alltagsrassismus* sowie *Othering* näher bestimmt werden, um daraufhin die Methode und die Stichprobe zu erläutern (Kap. 1), ihre empirischen Erkenntnisse zu skizzieren (Kap. 2 bis 8) und mit einem Fazit abzurunden (Kap. 9). Abgeschlossen wird die Publikation mit einer Vorstellung des Forschungsteams (Kap. 10). In der abwechslungsreichen Gestaltung ist die Publikation zudem angereichert durch kurze Zusammenfassungen „[a]us der Forschung“ (46, 62, 76, 86, 100, 104, 106) in denen Studien etwa von Wiebke Schathow (2017) oder Claus Melter (2006) sowie Ausschnitte aus zwei Interviews („Was Weiße lernen müssen“, S. 128 ff.) mit Susan Arndt und mit Diana-Sandrine Kunis überblickartig dargelegt werden.

Das methodische Vorgehen der Studie wird mit direktem Bezug zur eigenen forschungspraktischen Umsetzung skizziert und basiert einerseits auf einer quantitativ angelegten repräsentativen Befragung von 1.461 Kindern und Jugendlichen im Alter von 6 bis 19 Jahren, von denen auf 491 das Kriterium Zuwanderungsgeschichte zutrifft

(18). Ihr zentrales Ergebnis besteht in der quantitativen Darstellung des Ausmaßes von Rassismuserfahrungen. Fast 7 von 10 befragten Kindern und Jugendlichen erleben hiernach Alltagsrassismus, wobei gelte: „Je dunkler die Hautfarbe, desto höher die Wahrscheinlichkeit, von Alltagsrassismus betroffen zu sein“ (51). So seien etwa 10 von 10 Kindern „mit dunklerer oder dunkler Hautfarbe“ (ebd.) von Alltagsrassismus betroffen. Kinder und Jugendliche, die sich als muslimisch positionieren, bilden die zweitgrößte Gruppe (138 f.). Jede/-r dritte Befragte berichtet von dem Gefühl, als „fremd“ oder „anders“ (110 ff.) wahrgenommen zu werden. Rassistische Beschimpfungen würden besonders häufig (71 %) durch Mitschüler/-innen bzw. andere Jugendliche initiiert (141). Dass es jedoch auch Lehrer/-innen sind, von denen Alltagsrassismus ausgeht, werde schließlich über die qualitativen Fallstudien deutlich (142 f.). Diese qualitative Erhebung umfasst 22 Fallstudien, aus denen 11 Kinderporträts präsentiert werden, denen themenzentrierte Interviews mit 6- bis 12-jährigen Kindern mit Zuwanderungsgeschichte zugrunde liegen. Zu jedem Kinderporträt findet sich eine steckbriefartige Vorstellung des Kindes mit Angaben zu Geschlecht, Alter, Geburtsort, Herkunft der Eltern, Religionszugehörigkeit (eigene Zuordnung des Kindes) und Hautfarbe (eigene Zuordnung des Kindes). Zudem werden Einblicke in das alltägliche Erleben rassistischer Diskriminierungen gegeben – darunter Beleidigungen oder körperliche Gewalt. So berichtet ein Kind von einer Lehrperson, die nur Kinder in ihrer Klasse haben möchte, die *weiß* sind und aus Deutschland kommen (34). Daran schließen in den Porträts selbstbestimmte Aussagen der Kinder an, indem sie formulieren, „Was ich nicht mehr hören möchte!“ und „Das möchte ich gerne hören“ (31), wodurch die aktive Selbst-Bemächtigung der Kinder betont wird.

Vor dem Hintergrund der vorgestellten Studie und ihrer inhaltlichen Akzentuierung zeigt sich, dass gerade (aber nicht nur) quantitative Erfassungen von Alltagsrassismus mit Herausforderungen verbunden sind (Supik, 2017), die wir hier exemplarisch diskutieren wollen.

Als erstes fällt auf, dass es in der Studie eine – scheinbare – Enthaltensamkeit im Hinblick

auf die Interpretation des dargestellten Datenmaterials gibt. Dies zeigt sich zum einen an einer den Band durchziehenden, deskriptiven Darstellung, die auf jede rassismustheoretische Kontextualisierung von Interviewaussagen verzichtet, und zum anderen, auf forschungspraktischer bzw. methodologischer Ebene, an der Abwesenheit reflexiver Betrachtungen des zugrunde gelegten Umgangs mit den quantitativen Kategorien und Ergebnisdarstellungen.

Die Herangehensweise, das Material, oder Teile davon, ohne weitere Einordnungen für sich sprechen zu lassen, mag im Sinne eines offenen Zugangs zunächst möglicherweise angemessen erscheinen. Jedoch trägt dieses Vorgehen aus unserer Sicht zu einer theoretischen Entkopplung bei (Krusse, 2015, S. 104), was sich insbesondere im Kontext der Erforschung von Alltagsrassismus nicht erschließt. Dieser wird vorliegend mit Walton u. a. (2013) verstanden als „das wiederkehrende und normalisierte Erleben von Rassismus eingebettet in alltägliche Routinen und Praktiken“ (11). Welche Konsequenzen dieser Verzicht auf Theorieanbindung haben kann, lässt sich vor allem anhand der nicht reflektierten Anwendung der Kategorie „Hautfarbe“ veranschaulichen. Die befragten Kinder und Jugendlichen wurden im quantitativen Teil unter anderem aufgefordert, ihre Hautfarbe auf einer Farbpalette zu identifizieren: „Die Kinder und Jugendlichen wurden gefragt: ‚Hier auf diesem Blatt siehst du verschiedene Farben. Welche davon ist denn deiner Hautfarbe am ähnlichsten?‘“ (22). Des Weiteren wurde ihnen eine Liste von Bezeichnungen vorgelegt – z. B. „Deutsch“, „Muslimisch“, „Polnisch-Deutsch“ oder „Person of Colour“ – von der die zwei zutreffendsten angekreuzt, oder durch weitere Benennungen ergänzt werden sollten. Diese Zuordnungen werden in der Studie sodann als „Selbstidentifikation“ (22 ff.) und „Selbstbezeichnung“ (32) verstanden und zusammengefasst als „gefühlte Zugehörigkeit“ (20) konstruiert. In der Folge wird die anfänglich zumindest angedeutete Perspektive unterminiert, Rassismus als gesellschaftliches Ordnungssystem zu betrachten und Hautfarbe als Konstrukt und soziale Positionierung zu fassen: Hautfarben sind schließlich nicht objektiv vorhanden, sondern ihnen liegt ein „regi-

me of looking“ (Seshadri-Crooks, 2000, S. 5), ein durch Rassismus produzierter Blick zugrunde. Anders formuliert, sind Hautfarben „nicht von Natur aus sichtbar, sondern ergeben erst Sinn im Kontext der Klassifikation von Menschen aus einer historisch gewordenen und auf der Grundlage rassentheoretischer Theoreme hergestellten Sichtbarkeit“ (Arndt, 2011, S. 333). Die in der Studie vorzufindende, vermeintlich neutrale Darstellung der Erfahrungswelt von Kindern und Jugendlichen, die auf eine Kategorie wie ‚Hautfarbe‘ zurückgreift, ohne sie theoretisch einzuholen, bringt diese als Eigenschaft der Kinder und Jugendlichen hervor. Reproduziert wird damit ein unterkomplexes Rassismusverständnis. Es bedarf jedoch gerade einer differenzierten Aufmerksamkeit für die Komplexität rassistischer Verhältnisse – und der eigenen Verstrickungen in diese – um Rassismus angemessen erfassen zu können (Scharathow, 2018, S. 275).

Einen weiteren Kritikpunkt sehen wir in der fehlenden Reflexivität bezüglich des forschungspraktischen Vorgehens und der Intransparenz bezüglich ihrer methodologischen Grundlegungen. Gerade bei den Fallporträts wirkt es irritierend, dass zumindest die berichteten massiven (körperlichen) Gewalterlebnisse der Kinder, die deutlich über alltagsrassistische Beleidigungen hinausgehen, nicht weiter kommentiert werden (exemplarisch 58 ff., 90). Hierin zeigt sich wiederum, dass der Fokus auf Alltagsrassismus in der Studie nicht klar abgegrenzt ist.

Nicht zuletzt überrascht zudem eine eher willkürlich wirkende Zusammenstellung der Forschungslage, die auf direkte und aktuelle Anschlüsse an die eigene Studie – und dadurch eine tiefere theoriegeleitete Durchdringung des eigenen Forschungsgegenstandes – verzichtet.

Diese Studie deutet wichtige Handlungsbedarfe zwar an, wird allerdings der Komplexität ihres Gegenstandes keineswegs gerecht; im Gegenteil bleibt ihr Erkenntnispotential unseres Erachtens unklar. So interessant und reichhaltig gerade die qualitativ-empirischen Interviewdaten der Kinder erscheinen, bleibt den Lesenden dieser Studie eine analytische Aufarbeitung der alltagsrassistischen Bedeutungskonstruktionen und machtvollen Verstrickungen

selbst überlassen. Der wesentliche Kritikpunkt an dieser wissenschaftlichen Studie liegt unseres Erachtens genau darin: Im Versuch, Rassismuserfahrungen zum (Forschungs-)Thema zu machen, kommt es zum gegenteiligen Effekt der Dethematisierung von Rassismus, insofern dieser auf die individuelle und schmerzvolle Erfahrung von Betroffenen reduziert, nicht aber in seiner Funktion als gesellschaftliches Ordnungssystem kritisch betrachtet wird. Genau so wenig gerät z. B. die Unterscheidung von unterschiedlichen Rassismen, wie der Anti-Schwarze Rassismus und Anti-Muslimische Rassismus, und deren Verschränkung – im Sinne einer intersektionalen Perspektivierung – in den Blick, obwohl die Ergebnisse der Studie darauf verweisen. Wenn wir jedoch die eingangs zitierte Feststellung ernstnehmen, dass Rassismus zu unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit gehört und entsprechend zu problematisieren – und durchaus auch zu skandalisieren – ist, kann Forschung mit Kindern und Jugendlichen, die in ihrem Alltag Rassismuserfahrungen machen, ihren Teilnehmenden und ihren Rezipient/-innen erst auf Grundlage einer solchen Thematisierung gerecht werden. „Denn es geht nicht darum, wer die Gelegenheit erhält, (m)eine Geschichte zu erzählen, sondern auch um die Frage, in welchen Begriffen und Sinnhorizonten diese Geschichte erzählt wird“ (Hark, 2021, S. 94).

Literatur

- Arndt, S. (2011). Hautfarbe. In S. Arndt & N. Ofuatey-Alazard (Hrsg.), *Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagentum* (S. 332-342). Unrast Verlag.
- Eggers, M. M. (2005). *Rassifizierung und kindliches Machtempfinden: wie schwarze und weiße Kinder rassifizierte Machtdifferenz verhandeln auf der Ebene von Identität*. Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.
- Hark, S. (2021). *Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation*. Suhrkamp.
- Kruse, J. (2015). *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz* (2. Aufl.). Beltz Juventa.

- Mecheril, P. (2003). *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehr-fach-)Zugehörigkeit*. Waxmann.
- Scharathow, W. (2018). Rassismus. In B. Blank, S. Gögercin, K. E. Sauer & B. Schramkowski (Hrsg.), *Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder* (S. 267-278). Springer VS.
- Seshadri-Crooks, K. (2000). *Desiring Whiteness: A Lacanian Analysis of Race*. Routledge.
- Supik, L. (2017). Statistik und Diskriminierung. In A. Scherr, A. El-Mafaalani & G. Yüksel (Hrsg.), *Handbuch Diskriminierung* (S. 191-207). Springer VS.
- Raphael Bak & Carmen Yong-Ae Wienand,
Goethe-Universität Frankfurt am Main

Bourdieuische Perspektiven auf das Verhältnis Eltern/Schule

Pananaki, Maria Mersini. *The Parent-Teacher Encounter: A (Mis)Match between Habitus and Doxa*. Stockholm University: 2021, 180 S., online verfügbar unter: <http://su.diva-portal.org/smash/get/diva2:1544222/FULLTEXT01.pdf> (abgerufen am 29.08.2022).

Maria Mersini Pananaki (Universität Stockholm) wendet sich mit ihrer Promotionsschrift gegen die Vorstellung, dass der Kontakt zwischen Eltern und Lehrkräften immer „smooth and linear“ (2) ist: Sie hat mit ihrer Arbeit in Anschluss an Bourdieu Reproduktionen sozialer Ungleichheiten in der „sozialen Praxis“ (7) der Eltern-Lehrkraft-Begegnungen rekonstruiert und so einen Beitrag zur Erforschung ungleicher Machtverhältnisse in diesem Verhältnis geleistet.

Mit dem Titel ihrer Studie „The Parent-Teacher Encounter: A (Mis)match between Habitus and Doxa“ markiert die Autorin bereits, dass sie sich von prominenten Forschungstraditionen (z. B. Joyce L. Epsteins Modell der *Overlapping Spheres of Influence* (1987)) und Begriffen zu ihrem Thema abgrenzt. Zu letzterem gehören etwa Kooperation, Bildungs- und Erziehungspartnerschaft oder der Begriff *fö-räldrarinflytande* (elterlicher Einfluss), der

in schwedischen Studien häufig verwendet und für englische Publikationen zumeist mit *parental involvement* übersetzt wird (6). Sie hingegen wählt den *encounter*, die Begegnung, was im Deutschen aber auch Konfrontation oder im militärischen Sinne sogar Gefecht bedeuten kann. Pananaki verortet sich so im Forschungsfeld zum Verhältnis von Familie und Schule innerhalb kritischer Perspektiven. Für diese betont sie die Notwendigkeit einer intersektionalen Perspektive, da schwedische Forschung – wenn sie Ungleichheiten im Verhältnis von Familie und Schule in den Blick nimmt – laut Pananaki zumeist auf „ethnicity“ (3) fokussiert ist. Die hieraus entstandene detaillierte Promotionsschrift ist in fünf Kapitel gegliedert.

Pananaki positioniert sich in der Einleitung (Kap. 1) bereits sehr offensiv als Anhängerin Bourdieus, indem sie zwar nicht einzelne Theorien einführt (das passiert in Kapitel 2), sondern erklärt, was es heißt, mit Bourdieu zu denken und zu schreiben. Sie stellt das Feld der Schule entlang sozialpolitischer Entwicklungen in Schweden und deren Implikationen für das Verhältnis von Eltern und Schule vor. Die herausgearbeiteten Positionen von Eltern im neoliberalen Wohlfahrtsstaat weisen deutliche Parallelen zu Befunden deutschsprachiger Studien auf (z. B., Eltern in der Position der Kund/-innen von Schule (Dean, 2022)). Die Autorin diskutiert in diesem ersten Kapitel auch den für ihre Studie relevanten (bourdieuschen und in Teilen nur schwedischen (z. B. 26ff.)) Forschungsstand. In einem kurzen Absatz weist sie auf eine wichtige Forschungslücke hin: „where is the child positioned in the discourse?“ (16). Leider bleibt es bei diesem Vermerk und die (schwedische) Forschung zu Positionen und Perspektiven von Kindern im Verhältnis von Familie und Schule wird von ihr nicht weiter aufbereitet (z. B. Markström 2015).

Das theoretische Kapitel (Kap. 2) hat die Autorin sehr kurzgehalten und es ähnelt einer Aneinanderreihung verschiedener Begriffsdefinitionen zu Feld, Habitus, Kapital und der Doxa des Feldes. Doxa verwendet Pananaki prominent (im Titel und der Empirie) und kann so auch auf theoretisch-empirischer Ebene eine weiterführende Auseinandersetzung mit Bourdieu